

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1915.
Von Justus Schoenthal

(Schluß.)

„Sie sind also der Gefahr wohlbehalten entronnen?“
„Ich bin gerettet. Es ist alles bereit, gnädigste Baroness. Ich danke Ihnen für den Beweis Ihres Vertrauens.“

„Auch mein Schwager hat mich begleitet. Es wird Ihnen gewiß erwünscht sein, ihm persönlich die Hand zum Abschied zu drücken.“

Ersten trat auf den Viscount zu:

„Herr Oberst, sobald wir uns heute getrennt haben werden, sind wir wieder Feinde. Aber ich glaube, in unser aller Sinn zu sprechen, wenn ich der Hoffnung Ausdruck verleide, daß der Tag nicht mehr fern sein möge, an dem nach dem Frieden von der Elbe zur Themsemündung sich eine Brücke gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Achtung hinüber- und herüberwölbe.“

Der Viscount gab ihm die Hand.

„Meine Anerkennung möchte ich Ihnen jedenfalls nicht versagen. Was Sie hier geleistet haben, ist aller Hochachtung wert. Bis zu diesem Tage hätte ich eine solche Leistung überhaupt für unmöglich gehalten.“

Der Hauptmann verbeugte sich, und Aiterley flocht mit leisem Spott ein:

„Ja, beim lieben Gott und einem deutschen Hauptmann ist kein Ding unmöglich!“

„Auch Ihnen, Herr Aiterley, meinen allerherzlichsten Dank für den lebenswürdigen Beistand zum Gelingen.“

Er schritt über die Wiese zum Flugzeug voran.

„Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen behilflich sein?“

Er reichte ihr den Arm.

„Haben Sie ein wenig geschlafen während der Eisenbahnfahrt?“

„Dazu war ich leider zu aufgeregt. In mir zitterte alles, ich begreife Ihre Sicherheit nicht!“

„Ich habe auf Vorrat geschlafen, Baroness“, erwiderte er lachend. „Bitte, machen Sie es sich so bequem wie möglich!“

Marianne hatte Tränen in den Augen.

„Schwager, behalten Sie mich lieb und verzeihen Sie mir, wenn ich —“

Er unterbrach sie, ihr die Hand schüttelnd. Seine Stimme klang wie geborsten.

„Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Glück auf den Weg, Marianne, alles Glück, das Sie selbst sich erhoffen. Leben Sie wohl!“

Der Hauptmann hatte den Motor nochmals geprüft, auch den Benzinvorrat untersucht. Alle Vorbereitungen zum Abflug waren getroffen. Bitternd setzte sich der Motor wieder in Bewegung.

„Gnädiges Fräulein!“ sagte der Offizier heiter. „Haben Sie eine Uhr bei sich. Welche Zeit zeigt sie an?“
Verwundert zogen alle die Uhr, und drei Stimmen antworteten zugleich:

„Auf den Punkt zwei Uhr fünfzehn!“

„Bitte, Baroness, rücken Sie die Zeiger auf drei Uhr zehn. Diese Zeit können jetzt die Uhren in Deutschland. Wir werden nach deutscher Zeit abfahren. Damit scheiden wir auch äußerlich von England! — Leben Sie wohl, meine Herren, und denken Sie unser in Liebe!“

Noch ein Händegrüß und noch einer . . . Der Riesenvogel hob sich mit seiner Last, und wenige Sekunden später hatte ihn die Nacht verschlungen.

Marianne hörte noch das doppelte „Goodbye“ der beiden Herren. Sie sah im Nebel ein paar Baumkronen. In ihren Füssen zischte etwas Weißes auf, vielleicht die Brandung, die ans Gestade völlte; dann sank sie zurück und schloß die Augen.

Als der Hauptmann sich nach ihr umwandte, bemerkte er, daß sie schlief. Die Aufregung der letzten Stunden hatte doch nicht die Rechte der Natur zu beugen vermocht . . . Er aber sah mit weit offenen Augen in die Finsternis und steuerte gen Osten, Deutschland entgegen.

18. Kapitel.

Union Jack.

Der Obermatrose hatte lange genug in die Wellen der Nordsee gestiert. Er spuckte den Priem über die Reling und meinte geringschätzig:

„Aee, Kinder, der nennt ihr nu Dienst. Der nennt ich Osenhoden zur See. Ich seh schon: wir fahren heute abend wieder zu Hause und han nisch erlebt.“

Er hatte die Zerfahrten der Emdenmannschaft unter Kapitänleutnant Müde mitgemacht und spielte bei jeder Gelegenheit seine Erfahrung in Abenteuer den weniger erfahrenen Kameraden gegenüber als Trumpf aus.

„Aee, ich hab et immer jesagt: Seit wir bei die Kraberjch waren, macht mich der ganze Krieg keens Freide mehr. Wat tun wir hier? Halten Pulver trocken und Maulaffen feil.“

Er klopfte dem neben ihm stehenden Maat derb auf die Schulter.

„Wat, Kamrad vons Jebirje, hab' id recht oder nich?“

Der Kamerad vons Jebirje versetzte in unverfälschtem Bahrtsch:

„Dijst halt a Preiß, die mißaff'n ollwei schimpf'n. Anders gehts net.“

Der Preuße spie abermals aus.

„Wat han wa nu hier zu suchen? Stehn uff vor jeschobenem Posten. Ich melde mir nächstens zu de Zeppe-line. Die arveeten doch mal. Wird ne beße Suppe jeweisen find, wat se jestern abend an de Themse jeseffelt haben.“

Er sah zur Uhr.

„Wat? Schon fünf? Na, wird dat demt heute den

langen Nach so'n jwaulichet Wetter sind. Sieht ja aus, als ob die Sonne waschlafen hätte." Er gähnte.

Doch der andere hielt ihn fest.

„Obermaat, siehst du da ob'n dö Flieg'n?"

„Mensch, mach keene Bienen. Mir is nich danach!"

„Mir aa net! Wa des da ob'n is a englischer Flieger!"

„Wa—wa—wat?"

Er äugte scharf in der angedeuteten Richtung. Dann meinte er:

„Ja, das ist 'n Doppeldecker. Obs 'n englischer oder eener von uns is, weess id nich."

„Mei Liaba, i bin an olta Wildschütz. I siech an Hansbock af tausend Meter an, ob er an scheen' Bart hat oder nei. Un da ob'n siech i nit von an eisern' Kreuz."

Auch die Wache hatte den Flieger bemerkt. Durch das Fernglas wurde festgestellt, daß an der unteren Tragfläche des Flugzeuges der Union Jack angebracht war. Das Leben erwachte sogleich an Bord. Endlich einmal eine Unterbrechung der Eintönigkeit! Man war dem Engländer fast dankbar. Die Ballonabwehrkanone wurde schußfertig gemacht. Der Leutnant zur See Kellner, der die kleine Abteilung befehligte, murkte zwischen den Zähnen:

„Blödsinnige Bande, s' am frühen Morgen da runzugondeln!"

Und der Maat fragte hitzig:

„Wettst, daß i 'n triff?"

Und richtig, der dritte Schutz streifte den grauen Vogel. Aber ehe noch der Leutnant den Befehl zum vierten geben konnte, verwunderte sich der Bayer hörbar:

„Ja, was war denn es dö's? Dö winta ja mit'n Sacktüchel un es werfa s' goar weiße Betteln abi, Heilige Marandjosef, da springt vaner runter, jessas naa, un es der ander. Und siehst as do, es brennt des ganze Schump mit'samt 'n Union Jack."

„Na," brummte der Obermaat, „det war noch hechste Zeit. Stand schon oberhaal, de Riste. Solln se verblecht worden, bis det Killelle an de Fußsohlen macht."

Ein Boot wurde zu Wasser gelassen. Der Seegang war ruhig.

„Ma lömna s' do net verfaufe lass'n, wenn's aa Engländera san." — — —

Der Marinestabarzt Dr. Festerfen war nicht gerade entzückt, als man ihm die beiden englischen Flieger brachte. Seit ihm die Engländer seinen einzigen Bruder erschossen, begte er einen tiefen Groll gegen die ganze Nation. Er verabscheute die englische Kriegsführung, und er mühte kein Sohn der Wasserlante gewesen sein, wenn ihm nicht von Kindesbeinen an ein gewisser Abscheu gegen das Krämervolk jenseits des großen Reiches eingepfist worden wäre.

Mürrisch sah er die beiden Gefangenen an, die das Bewußtsein noch nicht wieder erlangt hatten.

„So ein kaltes Bad schadet den Burschen nichts! Maat, machen Sie eine Kammer mit zwei Betten für die Kerle frei. Schließlich sind es auch Menschen, und dafür, daß sie uns nichts mehr anhaben können, wird gesorgt werden."

Während er das sagte, hatte er sich über den jüngeren der beiden gebeugt. Er prallte erschrocken zurück.

„Dummer! Itchen, das ist ja gar kein Mann!"

Die Seeleute grinsten einander verlegen an, und der Bayer murmelte halblaut:

„Siehst as do, es schiden s' uns de Suffragetten aa no Abern Hals. Es is g'fehlt!"

Und einer der Matrosen stieß ihn in die Seite.

„Dat schall woll 'n sötet Mäken sünm."

Der Arzt half seine Untersuchung beendet.

„So, und nun die nassen Kleider vom Leib! Dann hinüber in die Kammer! Und holen Sie mir Decken und Bettstücke, soviel Sie aufreiben können! Nach solchem Bad ist eine richtige Schwitzkur das Allerbeste."

Die beiden bewußtlosen Flieger wurden in die Kammer getragen. Doch der Maat kratzte sich verlegen den Hinterkopf.

„Was haben Sie denn, Osterhuber?" herrschte ihn der Schiffsarzt an.

„Ja, so hab ichs goar net g'moant," stammelte der Mann in oa Zimmer leg'n lömna."

Dr. Festerfen lachte.

Sie denken sehr sittlich, Osterhuber. Aber ich meine, da die beiden in einem Flugzeug in der Luft herumtuschieren und gemeinsam ein Bad nehmen konnten, werden sie zusammen in einem Zimmer schwitzen können. Für Damenbesuche sind wir leider auf Seiner Majestät Marine

noch nicht eingerichtet. Wir werden so viel Kissen und Decken zu allem Ueberfluß drauf packen, daß sich die Gefangenen kaum rühren können. Damit dürsten auch Ihre sittlichen Bedenken zur Ruhe kommen."

„Ja, so hab ichs ja goar net g'moant, stammelte der Bayer."

„Schon gut, schon gut!" schnitt der Stabsarzt die weitere Erörterung ab. „Wegtreten!"

Sie verließen die kleine Kammer, und der Arzt befohl noch:

„Die Papiere, die die Gefangenen mit sich führen, bringen Sie zum Herrn Kapitänleutnant! Dort treffen Sie auch mich, wenn im Zustand der Gefangenen eine Verschlechterung eintreten sollte. Alle zwanzig Minuten sehen Sie, Maat, mit einem Obermatrosen einmal nach dem rechten. Öffnen Sie mir aber die Tür leise. Denn die Leute brauchen Schlaf. Sollten sie aufwachen, so erhalten sie eine Tasse reichlich gezuckerten heißen Tee und etwas Schiffszwieback. Aupern sie Hunger, so können sie aus der Küche etwas Haferschleimsuppe oder Fleischbrühe erhalten, auch Brotsuppe im Notfall, aber nicht rohes Brot. Sehen Sie vorsichtig mit den Gefangenen um! Ich möchte nicht, daß es von der deutschen Marine heißt, wir hätten unsere Gefangenen schlecht behandelt. Was jenen recht war, soll uns Deutschen noch lange nicht billig sein. 'n Morgen!"

Der Kapitänleutnant nahm den Bericht über den Gesundheitszustand der Gefangenen teilnahmslos entgegen. Er beschäftigte sich in der Nachterkajüte gemeinsam mit dem Oberleutnant zur See damit, die Papiere durchzusehen, und fast gleichzeitig entrang es sich ihrem Munde:

„Das sind ja Deutsche! Landsleute haben wir da aufgefischt!"

Dann sahen sie sich eine Weile sprachlos an. Der Kapitänleutnant sand zuerst eine halbwegs vernünftige scheinende Erklärung:

„Dieser Hauptmann Kersten wird in einem englischen Gefangenenlager gewesen, von der kaum verdächtigen Balthar Marianne von Roggenhusen befreit worden und dann gemeinsam mit ihr auf einem englischen Flugzeug geflohen sein."

Der Stabsarzt aber hielt die Geschichte immerhin für rätselhaft; doch ein Verhör sei jetzt nicht rätlich und der Gesundheit der beiden in jedem Falle abträglich. Im selben Augenblick ward er abgerufen.

„Hat sich der Zustand verschlimmert?" fragte er besorgt.

„Nein! Wollte Herrn Stabsarzt nur gehorsamst melden! Die Gefangenen sind aufgewacht und sprechen deutsch."

Und wie ein Flugfeuer verbreitete es sich auf dem ganzen Schiff: Die gefangenen Engländer sind entflozene Deutsche.

Nur der Obermaat war nicht zufrieden. Nachdem er abgelöst worden war, stellte er im Mannschaftsraum den Sohn des Gebirges also zur Rede:

„Na, siehste, Mensch, det nennst du nun wieder 'n Ereignis. Vier Tage sin wa hier draußen jelegen und ham je lauert uffn Engländer. Am letzten Tag komm 'n englisches Flugzeug. Wir schieh'n sünm Blauen in de Luft, fischen de Infasen uff und, wat sin je: Deutsche! — Aee, weestte, wenn id Stat dresche, det 's, weess Joit, uffreijender als euer Krieg hier. Ja melde mir an 'n Posten, wo's nich so dänklich zueht. . . Hahaha, Weiber schießen je runter, Weiber!!!"

Der gutmütige Bayer räfelte sich in seiner Koje daneben.

„Woast, wannst sa Preiß net waarst, taat i sag'n: Falk's Mäu . . . aba du bist halt a Preiß!" Und dann schnarchten beide um die Wette. — — —

In der kleinen Kammer aber war inzwischen der Hauptmann zum Leben erwacht. Er schlug die Augen auf und sah eine hölzerne, niedrige Decke. Er wollte sich aufrichten; aber er vermochte es nicht. Hatte er seine Glieder gebrochen? War er gelähmt? Wo war er? Was war mit ihm geschehen? Allmählich dämmerte es in seiner Bestimmung. Er war aus England geflohen. Ja, richtig, mit . . . Marianne. Sie hatte geschlafen, und er war in die Nacht hinausgesteuert, dem Morgen, ihrem Morgen entgegen. O, er entsann sich sehr wohl. Wie plötzlich, weit, weit vorne ein gelber Streifen aufgetaucht, als stünde der Horizont in Flammen, und wie der gelbe Streifen höher und höher gestiegen, sich rot gefärbt und plötzlich die Sonne in all ihrer Pracht aufgegangen war. Er hatte Marianne geweckt.

„Sehen Sie nur, Baroneß, in Deutschland beginnt

es zu tagen. Wie wundervoll! Wir fahren in den jungen Tag hinein. Der graue Kleeß da rechts, das ist die Küste von Holland. Wenn uns also jetzt etwas Menschliches zustoßen sollte, dann haben wir immer noch unsere Schwimmvesten und Böden auf den grauen Kleeß zuhalten. Schauen Sie rückwärts! England ist in der Nacht verschwunden. Wir aber fliegen dem Tag entgegen. Ist das nicht herrlich?"

Sie nickte.
"Jetzt brauche ich die Papiere des Captain Bongford nicht mehr." Er hatte aus seiner Brieftasche einige Schriftstücke zusammengefaßt. "Sie haben mir lange genug gute Dienste getan. Jetzt bin ich vor aller Welt wieder der deutsche Hauptmann Paul Kersten."

Befreit hatte er die kalte Morgenluft eingeatmet.
Da vorne, wo der Küstenstreifen lichter wird, da liegen die friesischen Inseln. Da werden wir rechts abbiegen. Dann sind wir innerhalb der deutschen Gewässer. Wir müssen bald den Vorposten der deutschen Flotte begegnen. Augen Sie scharf aus, Baroneß."

Marianne hatte das Fernglas an die Augen gesetzt.
"Ja, ja, mich dünkt, ganz da vorne ist so etwas wie ein Schiff."

"Wollen Sie mir einen Augenblick das Fernglas herüberreichen? Danke. . . Ja, das ist ein kleiner Kreuzer oder wohl eher ein Hochsektorpedoboot. Es scheint still zu liegen."

Er gab ihr das Glas zurück.
"Können Sie die Flagge nicht erkennen?"
Marianne schüttelte das Haupt.

"Es hat anscheinend keine Flagge aufgesetzt."
"Es wird wohl ein deutsches oder neutrales Schiff sein. Die Briten wagen sich nicht so weit an die deutsche Kücht heran. Wir wollen draußzu halten."

Und plötzlich hatte er da unten ein kleines weißes Wölkchen gesehen.

"Sie beschießen uns!" schrie er auf. "Schnell, schnell, Baroneß, ein weißes Tuch! Ja, nehmen Sie Ihr Taschentuch! Winken Sie! Hier ist mein Notizbuch! Zerreißen Sie die weißen Blätter und lassen Sie sie davonsplattern! Schon wieder ein Schuß! Schnell! Um Gottes willen! Der nächste Schuß ist ein Dreffer!"

Und dann hatten sie einen furchtbaren Stoß verspürt. Der Motor hatte ausgefehlt.

"Marianne!" rief er. . . Es war das erste Mal, in dieser Angst um ihr Leben, daß er sie beim Namen nannte.
"Marianne, sind Sie verletzt?"

Und von zitternden Lippen kam es zurück:
"Nein, ich bin unversehrt. Und — Sie?"

Er hatte keine Zeit zu antworten. Der Schuß hatte in den Motor eingeschlagen.

"Werfen Sie den Ueberrock ab, Marianne, und springen Sie ins Meer! In längstens einer Minute brennt das Flugzeug lichterloh. Wenn sie Menschen sind und Erbarmen haben, werden sie uns auffischen. Sonst — — Drüben ist Holland."

Mechanisch hatte sie gehorcht, und auch er hatte den Ueberrock abgeworfen. Als er die Wellen über ihr zusammenschlagen sah, war er ihr nachgesprungen. Dann . . . ja, dann mußte er die Bestimmung verloren haben.

Und wo war er nun? Er konnte gerade durch die runde Luke der Kammer einen Blick hinauswerfen. Er sah ein Stückchen grauen Himmel und das Meer und er hörte, wie die Wellen an die Schiffswand klatschten. Ob er gelähmt war? Er fühlte jedenfalls am ganzen Körper eine warme Nässe. Mein Gott! Und solch einen Berg von Kißen und Decken hatte man auf ihn getürmt. Er mußte lachen.

Es gelang ihm, den Kopf etwas zu heben, und da sah er mit Heißzucken an die Tür geheftet aus einer illustrierten Zeitung das Bild des Deutschen Kaisers und daneben einen Lichtdruck vom Grafen Zeppelin und den Marschällen Hindenburg und Mackensen.

Da wußte er, daß er auf einem deutschen Schiff und daß er geborgen war.

Und Marianne?
Süßes Entsetzen stieg in ihm auf.
Hatten sie ihn allein aufgesüßt und war Marianne in den Wogen versunken?

Er wollte aufspringen. Mit aller Kraft stemmte er sich gegen die Kißenlast auf seiner Brust. Es gelang ihm, den Kopf nach links zu drehen. Da sah er an der anderen

Wand der kleinen Kammer ein zweites Bett stehen. Und unter einem Berg von Kißen und Decken schauten zwei treue, liebe Augen zu ihm herüber.

Tief ineinander tauchte ihr Blick.
Dann flüsterte er zag und leise:
"Marianne!"
Wie Andacht Klang es.
Und noch einmal: "Marianne!"
Und dann lauter:

"Marianne, wir sind gerettet, wir sind auf einem deutschen Schiff, auf deutschem Boden. Und hier auf deutschem Boden wollte ich erst die Frage an Sie richten. . ."

Er hielt inne und sah sie fest an:
"Marianne, wollen wir jetzt immer zusammenbleiben, wollen Sie. . . willst du mein sein, Marianne?"

Sie öffnete die Lippen zum Sprechen, ganz wenig nur, er sah die Zähne kaum dahinter blitzen. Ein Laut war's, unhörbar fast, und doch ahnte, fühlte, wußte er, daß dieser Laut sie ihm zu eigen machte für Zeit und Ewigkeit. Ein Jubelruf entrang sich seiner Kehle.

"Marianne! Marianne! Du, Siebe, Liebste, du!"
Und zwei selig leuchtende Augenpaare trafen sich in einem Strahle reinsten Glückes.

Das Telephon in der Eisenbahn.

Von Artur Fürst. (Nachdruck verboten.)

"Meine Ruh' ist hin!" seufzte der dicke Bankier Müller, indem er sich mühsam aus seinem bequemen Fensteris in der ersten Klasse erhob. In der Tür des Abteils stand der Laufjunge des D-Zuges, der ihm eben zugerufen hatte: "Sie werden am Telephon verlangt!"

"Ach", dachte der Bankier, während er sich zu der Fernsprechzelle in dem Bureauwagen begab, der gleich hinter dem Speisewagen lief. "Ach, wie gut war's doch früher! Da hatte man wenigstens während der Fahrt seine Ruhe. Und jetzt muß man ans Telephon sogar bei 120 Kilometer Stundengeschwindigkeit!"

Das eben geschilberte kleine Begebenis ist für Europa noch ein Zukunftsbild, doch schon wird angekündigt, daß wir bald nach dem Krieg mit einer solchen Einrichtung gesegnet werden sollen. Um's zwanzigsten Jahrhundert! Du bist wirklich darauf aus, all unsere Nervenkraft zu vernichten. Dieses Neufferste, dieses Letzte hat uns noch gefehlt!

Das Problem der Eisenbahntelephonie war mir auf drahtlosem Wege lösbar. Dem etwa mit Kontaktbügeln, die auf Drähten schleifen, eine ständige elektrische Verbindung des fahrenden Wagens mit der Landemwelt herzustellen, ist nicht gut möglich. Die Drahtleitungen wären für die Geringfügigkeit ihrer Ausnutzung viel zu teuer geworden. Der Aether aber stellt sich überall umsonst und gern zur Verfügung.

Schon seit mehreren Jahren hat sich zur Aether-Telegraphie auch die Aether-Telephonie gesellt. Von großen Stationen aus über den Ozean zu telephonieren ist heute kein Kunststük mehr. Es wird nach dem Kriege sicher oft geübt werden. Und Hierbei sei angemerkt, daß Fernsprechen durch lange Kabel bis zum heutigen Tag unmöglich ist, infolge der eigentümlichen Ladungserscheinungen, die in den Unterwasserdrähten auftreten. Die forsche, jüngere Art der Fernübermittlung hat also die ältere schon geschlagen. Daß man bisher — Gott sei Dank! — aus dem fahrenden Zuge noch nicht telephonieren konnte, kam nur daher, daß für das drahtlose Fernsprechen bisher sehr umfangreiche Maschinenanlagen notwendig waren. Heute geht es nun mit den höchst eigentümlichen und geheimnisvollen neuen Vorrichtungen sehr viel leichter und einfacher. Und wie geschwind ist eine solche Anlage hergerichtet! Da braucht man nicht erst große Pläne zu zeichnen, mit Bodenbestimmern zu verhandeln, schwierige Gestänge zu errichten, man hat nur nötig, am Zug und an den verschiedenen Empfangsstellen die Apparatur aufzubauen und schon kam es losgehen.

Welch ein außerordentliches Wunder aber ist die drahtlose Uebermittlung der menschlichen Sprache! Derselbe freie Raum, in dem unser Wort in wenigen Metern Entfernung spurlos verhallt, dieser selbe Raum trägt nun die Sprache über Hunderte von Kilometern mit voller Klarheit hinweg, mit größerer Deutlichkeit sogar, als sie in den Telephondrähten geführt wird. Denn in der drahtlosen Anlage fehlen alle Nebengeräusche. Es ist eben nun nicht mehr die Luft, die den Schall befördert, sondern der Aether nimmt ihn mit auf die Reise. Es werden immer gleichbleibende, fern hinausstrahlende Grundschwingungen des Aethers erzeugt, und diesen trägt man durch einen zugeschnittenen Sprechapparat die äußerst feinen und differenzierten Schwingungen der Sprache auf. Die Aetherwellen nehmen diese gewissermaßen auf starkem Rücken mit sich und lassen sie durch nichts verwischen.

"Hier Müller!", ruft indessen der Bankier in der Fernsprechzelle des Zuges, und klar und deutlich vernimmt er die Stimme seines Brokuristen, der ihm einen höchst unangenehmen Geschäftsverlust nicht bis zu seiner Ankunft am Wohnort verheimlichen zu können meinte. Dem Sprechenden wird es heiß in der kleinen Zelle. Nachdem er dem Telephon entronnen, geht er durch die Tür

nebenan, kleidet sich aus, um sich durch ein kühles Bad zu erfrischen. Und diese Erregungsfähigkeit der Technik, das Badebadteil im D-Bug, empfindet er im Gegensatz zum Bug-Fernsprecher durchaus als etwas Angenehmes.

Der „Champagne-Kamerad“ bringt in seiner Nummer vom 2. Juni 1918 folgendes Gedicht von Leutnant Werner Bock-Hefen:

Vor dem Angriff.

Ich will ein letztes Mal noch singen,
Bevor die Schlacht den Mund mir schließt.
Das Schicksal breitet seine Schwingen
Auch über mich, den es verdrückt,
Die Feder mit dem Schwert zu tauschen:
So töne, Herz, ich will dir lauschen!

Kampf war dein Lied zu allen Zeiten,
Nun zauderst du vor diesem Krieg?
Du wagst so oft hinaus zum Streiten
Und zwangst dir blutend manchen Sieg.
Wo ist die Glut, die in dir lodte,
Erlicht sie zitternd vor dem Tode?

Dich hat in deinen tiefsten Stunden
Der Strom der Ewigkeit durchbebt,
Du hast tiefstermost oft empfunden,
Was uns ins Reich der Sterne hebt:
Die Trommel schlägt, die Fahnen wehen:
Wirft du die Probe tren besehen?

Du fremd ist dir der Lärm der Schlachten,
Du kämpfst stets für dich allein,
Und doch war dein geheimstes Trachten,
Dich einer Rette einzureihen:
Wie du auch spätest in die Weite,
Kein Kämpfer trat an deine Seite!

Und heute? Tausend Männer breiten
Die Bruderarme aus nach dir.
Sie wollen alle mit dir streiten,
Und was sie führt, ist dein Banner:
Sich einem Ganszen hinzugeben,
Dafür zu sterben, um zu leben!

Da bricht mit Macht aus tiefstem Grunde
Der Sang, auf den du stets gebarrt.
So lächelt die ersehnte Stunde,
Die man auch dir beschieden ward:
Was du im Lied so oft verheißest,
Mit deinem Blute zu beweisen!

Wüchertisch.

— S. M. S. „Wolf“. Vom Kommandanten Fregattenkapitän Nerger. (Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin, Preis 2 Mark.) — Nun liegt das mit so berechtigter Spannung erwartete Buch des Kommandanten von S. M. S. „Wolf“ vor. Ein stattlicher Band von 160 Textseiten, denen noch 73 Bilder nach photographischen Aufnahmen beigelegt sind. Daß der „Wolf“ seine schwierige Aufgabe, auf den fernsten Weltmeeren durch Männerlegen und Versenken die feindliche Schifffahrt zu lähmen und zu schwächen, aufs prächtigste gelöst hat, ist längst bekannt; dies Buch soll nun die Neugierde auf das „Wie“ befriedigen. Mit stolzer Freude beginnt man zu lesen und ist am Schluß fast erschauert, wie einfach das alles klingt, was wir mit Recht als beispiellose Leistung bewundern. „Wir haben Glück gehabt“, sagt Fregattenkapitän Nerger bescheiden und will damit alles Lob von sich abwehren; kommt er aber auf seine Leute zu sprechen, so ist ihm selbst kein Wort des Lobes zu viel. Gewiß kann es ein Glück, daß die Feinde den schwerfälligen „Wolf“, der wohl zu packen, aber nicht reinen konnte, niemals zu Gesicht bekommen haben, doch ist dieses Glück der wohlverdiente Lohn nimmer über Wachsamkeit und hingebendster Pflichttreue aller, vom Kommandanten bis zum letzten Mann. So packend auch die Tatsachen des Buches an sich sind, so liegt sein größter Reiz vielleicht doch darin, daß es bei aller Schlichtheit der Darstellung so ganz durchleuchtet ist von deutschem Gemüt und behaglichem Humor. Die Erzählung von der kleinen „Vorbilge“ Anita, dem Liebling der gesamten „Wolf“-Besatzung, sowie die drolligen Geschichten von den vielen Dackeln und Katzen, von Fies dem Affen, und Jumbo, dem Wildschwein, zeigen diese erst deutsche, fröhliche Herzenswärme aufs beste. Daneben wirkt dann die Schilderung des fürchterlichen Orkans, in dem die wackeren „Wolf“-Leute bis zum letzten um ihr Leben kämpfen und arbeiten müssen, um so ergreifender. Natürlich fehlen auch die Beweise unseres „Barbarentums“ nicht: die Mannschaft verzichtet freiwillig zugunsten der kranken Feinde auf den langentbehrten Genuß frischer

Marbaffeln, und die Leute opfern auf der winterlichen Heimfahrt ihre eigenen warmen Sachen für die mit Tropenzeug versehenen Gefangenen. Diese lebensvolle Innerlichkeit und Wärme der Darstellung macht das „Wolf“-Buch zu einem rechten deutschen Hausbuch, das in jeder Familie ein dauerndes Heimrecht finden wird.

— Ein Schauspielereben, von Alois Wohlmutz, Verlag Parcus u. Co., München. Ungekürzte Selbstschilderungen nennt der Verfasser die Niederlagen seiner Erlebnisse. Ungekürzt sind sie tatsächlich. Einfach und schlicht erzählt der kgl. bayerische Hofschauspieler hier seinen Werdegang, sein Ringen um die Kunst, die ihm von frühesten Kindertagen an alles bedeutete. Man kann, wenn man liebt, wie weder die größten Entbehrungen in der Jugend, noch die unausbleiblichen Enttäuschungen den Künstler ernstlich hemmten. Das Genie brach sich Bahn. Wohlmutz Aufzeichnungen sind charakteristisch für einen Meister der Schauspielkunst, der unbeirrt seinen Weg verfolgte.

— Patrouille Schierstaedt. Selbstgezeichnet aus französischer Gefangenschaft. Berlin S 42, Otto Eisner, Verlagsgesellschaft m. b. H. 192 Seiten mit Bild und farbigem Umschlag. Preis 1.50 Mark.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Falsche Hühnersuppe. Man löse in etwa 1 Liter kochendem Wasser 3 Maggawürfel auf, verquirlt in einer Tasse Milch 3 Eßlöffel Mehl, tue es dazu, ebenfalls sehr reichlich gewiegte Petersilie, nach Belieben auch Schnittlauch, lasse alles tüchtig durchkochen und ziehe die Suppe dann mit 1 Eßlöffel ab. Die Suppe gewinnt an Wohlgeschmack, wenn man beim Umrühren ein Stückchen Butter hinzugibt.

Gefüllte Kartoffelbälle. Für dieses wohlgeschmeckende und sättigende Gericht kommen hauptsächlich nur Reste in Betracht. Man nehme recht heißes Kartoffelmus, gebe etwas weißen Käse daran und forme von dieser Masse eigroße Bällchen. Von Fleischresten bereite man eine recht schöne Farce und fülle damit die Kartoffelbällchen, indem man sie mit einem Löffelchen aushölet, Farce hineinsetzt und die Öffnung mit dem entnommenen Mus wieder zudeckt, dann platt drückt, wie Bonleiten. Hierauf dreht man sie in Ei (es genügt auch Eiweiß) um, wälzt sie in geriebener Semmel und bäckt sie in heißem Fett schön goldgelb. Fügt ein Salat dazu vervollständigt das Gericht. Statt der Fleischfarce kann man auch mit Erfolg Wurst- und Gemüseresten verwenden.

Kriegskirschenpeter. Man quillt etwa 200 Gramm Größe oder gemahlene Granulen in der Kochkiste ziemlich dick auf. Ein Eßlöffel Butter wird mit zwei Eigelb und ein paar Eßlöffel Zucker schaumig gerührt, wenn möglich etwas gehobener Fint und Netze zugefügt. Man gibt die erhaltene Größe, zuletzt den Saure des Eiweiß dazu und mischt das ganze mit 1 1/2 Pfund ausgekeimten Kirschen. Die Masse wird in eine ausgefischene Tortenform gefüllt und eine Stunde gebacken.

Verwendung von Brotresten und Krümel. In größeren Haushaltungen geht oft eine Menge Brot durch die Krümel verloren, die sich beim Schneiden ablösen und nicht gesammelt werden. Diese Krümel sind ein vorzügliches Bindemittel. Man hebe sie sorgfältig in einem nur hierzu bestimmten Gefäß auf, um sie gelegentlich verwenden zu können. Besonders zur Bereitung von Obstkuchen ist Brot sehr zu empfehlen, da man dadurch Zucker spart. Die Zubereitung solcher Suppen ist folgende: Man setzt das betreffende Obst gleichzeitig mit dem nötigen Quantum Krümel auf, läßt es weich kochen, streicht die Suppe durch ein Sieb und schmeckt sie wie üblich ab. Hat das Obst eine längere Kochzeit, fügt man die Krümel erst später hinzu. Wer über Brotkrusten verfügt, weiche diese ein paar Stunden vorher in Wasser ein, lasse sie dann mit dem Obst weich und streiche die Suppe durch. Die Brotkrümel können ebenfalls bei den Vierfüßlergelen an Stelle des teuren Auslandszwiebacks verwendet werden, ebenso kann man die gekochten Biersuppen damit binden.

Lindenblütentrunk. Ein schwacher Tee von Lindenblüten, etwas gesüßt, mit ein wenig kristallisierte Zitronensäure (bei der Apoptete erhältlich), gekühlt, ergibt eine erfrischende Limonade.

Homogramm.

- | | |
|-----------|-------------------------|
| ■ ■ ■ ■ ■ | 1. Schmuck. |
| ■ ■ ■ ■ ■ | 2. Geistliche Würde. |
| ■ ■ ■ ■ ■ | 3. Männlicher Vornamen. |

Die Buchstaben A A A A, B, K K, N N N N, O, B, T T, Z Z sind nach dem Muster obiger Figur derart zu ordnen, daß die drei wagrechten Reihen gleichlautend mit den drei senkrechten sind und Wörter von der beigelegten Bedeutung ergeben.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Tauschräffels in voriger Nummer.

Wer die Wahl hat, hat die Qual.